



*„Bombay setzt im Kampf gegen Menschen jagende Leoparden auf Schweine.“
Titelmeldung einer deutschen Presseagentur*

Und sie bewegt sich doch

Ein Rechtschreibpanorama – Rückblick und Ausblick

Von Wolfgang Steinbrecht

Wenn mein Auto eine Reinigung benötigt, lasse ich, während Schaum und Bürsten ihr Werk tun, meine Augen schweifen. Auf der Betriebsanleitung der Waschanlage bleibe ich an dem Satz hängen: „In die Halle einfahren bis Einfahrt Schild STOP zeigt.“ Ich lese diese Anweisung nicht zum erstenmal. Aber jedesmal stolpere ich darüber, ob ich bis zur Einfahrt einfahren soll, womit ich logische Schwierigkeiten hätte. Das eigentlich Gemeinte tritt erst nach Überwindung eines Lesewiderstands hervor.

Eine derart absurde Rechtschreibung wäre vor anderthalb Jahrzehnten undenkbar gewesen. Sie zeigt, wie die Rechtschreibreform im Volk angekommen ist: Schreibe Wortzusammensetzungen möglichst getrennt, ersetze ß durch ss, laß nach Belieben Kommata weg. Im Schrifttum der Intellektuellen geht es dezenter zu, aber die Grundtendenz ist die gleiche. „Entgegen zu kommen“, „Besorgnis erregend“, „allgemein bildend“ – so liest sich das bei uns.

Die deutsche Rechtschreibung ist durch die Reform schwer beschädigt. Richtiges und Falsches gehen wahllos durcheinander, eine einheitliche Rechtschreibung ist nicht auszumachen. Anpassung, Teilanpassung und Überanpassung an die Reform und umgekehrt Verweigerung und Teilverweigerung ergeben eine Gemengelage von verwirrenden Leseindrücken. Verschiedene Schreibungen von Gleichartigem können in ein und demselben Satz begegnen, so in der F.A.Z. vom 4. August 2008: „Fromme Wünsche, China möge sich wohl verhalten, sind wohlfeil.“ Zwei namhafte Mitarbeiter der F.A.Z., denen unter dem Dach der Herausgeber die reformierte Hausorthographie aufgenötigt wurde, haben in privat verantworteten Büchern mit großer Selbstverständlichkeit die traditionelle Rechtschreibung gewählt (übrigens sehr lesenswert: Heike Schmall, „Lob der Elite“, und Jürgen Kaube, „Otto Normalabweicher“). Die Herausgeber der „Zeit“, Helmut Schmidt und Theo Sommer, haben sich als Buchautoren genauso verhalten. Wohin man schaut, herrscht Uneinheitlichkeit.

Rechtschreibung ist nur zum Teil das Ergebnis schulischer Unterweisung. Wichtiger, auf das Leben im ganzen gesehen, ist das private Lesen. Rechtschreibsicherheit entsteht durch die Erinnerung an Einzelwortschreibungen und Strukturen, die man bei der Lektüre in immer der gleichen Form vor Augen gehabt hat. Ein geübter Leser kann sich unter solchen Bedingungen auf seine Intuition verlassen. Wenn dagegen die Rechtschreibung uneinheitlich geworden ist, fehlt dieses Vorbild. Der Schreiber, der immer auch Leser ist, trägt die Verunsicherung in seine Textgestaltung hinein und potenziert sie für weitere Leser.

Die Sprache ist ein hohes Kulturgut. Sie dient wie kaum etwas anderes der kulturellen Identität. Kulturgüter sind zu pflegen. Ein Volk, das seine Sprache verludern läßt, begibt sich eines der

wichtigsten Mittel, Stolz auf die eigene Kultur zu entwickeln. Die gesprochene und die geschriebene Sprache sind dabei Kommunikationsebenen von gleicher Dignität. Die geschriebene Sprache ist kein Abklatsch der gesprochenen, keine „inhaltsleere Äußerlichkeit“, wie eine Veranstalterin von Rechtschreibkursen für Zeitungsredakteure meinte. Ihre Regeln sind ein System sui generis, sosehr beide Ebenen aufeinander bezogen sind. Die Entwicklung einer lesefreundlichen Rechtschreibung ist eine der ganz großen Kulturleistungen.

Die Vorstellung, die geschriebene Sprache sei ein Abklatsch der gesprochenen, die Richtigkeit von Schreibweisen sei „mit der Richtigkeit von Postleitzahlen zu vergleichen“, ist nicht ganz jung. Sie reicht in historische Urgründe zurück, an die erinnert zu werden sich die Reformer mit Händen und Füßen wehren. Die beiden Autoren Hanno Birken-Bertsch und Reinhard Markner haben mit ihrem Buch „Rechtschreibreform und Nationalsozialismus“ (Wallstein-Verlag, 2000) den Finger auf diese wunde Stelle gelegt. Sie wissen Erstaunliches zu berichten.

Abenteuerliche Theorien

Bei den Nationalsozialisten hatte die Annahme, daß der eigentlichen, der gesprochenen Sprache der Vorrang vor der geschriebenen gebühre, einen besonderen Stellenwert. Adolf Hitler verkündete 1934 in einer Rede, die Schrift diene lediglich der „mechanischen Fixierung der Ausdrucks-laute“. Aus dieser Prämisse leiteten nationalsozialistische Sprachwissenschaftler abenteuerliche Theorien ab, etwa daß „mit der Verschriftung das lebendige Denken in den Sprachen zu erstarren beginne“ oder daß die Schrift „ursprünglich und wesensmäßig mit dem Sprechen nichts gemein“ habe. Dagegen sei deutsches Reden immer Ausbruch der Seele. Zeittypisch sei nunmehr die „Volksrede, vor Massen, in breiter Gebärdung und voller Leiblichkeitsauswirkung“. Das Symbol der Volksgemeinschaft sollte der Volksempfänger sein. Lautsprecher und Rundfunk hätten „auch den letzten Volksgenossen in den Hörbereich der politischen Führerrede einbezogen“. Die Vollkommenheit der Schrift messe sich daran, wieweit sie die Sprache möglichst getreu widerzuspiegeln vermöge. Gebraucht werde „ein Lautzeichen-ABC“, in dem als einem äußeren Kleid dennoch „etwas von den seelischen Triebkräften spürbar“ wäre, die das Sprachvolk erfüllten.

Die Forderungen nach einer Rechtschreibreform waren eng mit dem imperialistischen Führungsanspruch des damaligen Großdeutschlands verbunden. „Klar, schlicht und stark“ in der Schreibung – nur so konnte das Deutsche zur „Weltsprache“ werden und den unterworfenen Völkern aufgezungen werden. In der historisch gewachsenen Rechtschreibung sah man ein Hindernis auf diesem Weg. Ein erster Schritt in diese Richtung war die sprachpolitische Entscheidung vom 3. Januar 1941, die Schrift von Fraktur auf Antiqua, von der „deutschen“ Schrift auf „lateinische“ Buchstaben umzustellen. Antiqua sollte künftig als Normalschrift gelten und sukzessive für sämtliche Druckerzeugnisse eingeführt werden. Der entsprechende Schrifterlaß Hitlers wurde nie veröffentlicht und sollte möglichst geräuschlos umgesetzt werden, denn viele deutschnationale Anhänger Hitlers waren entsetzt und wollten nicht glauben, daß der Erlaß auf den „Führer“ zurückgehe. Sie empfanden die Umstellung als „nationale Selbstaufgabe“.

Zu weiteren Schritten kam es dann nicht mehr. Angesichts zurückweichender Fronten war die anfangs unterstellte Kriegswichtigkeit einer Rechtschreibreform nicht mehr zu begründen. Hitler und Goebbels vertagten das Vorhaben auf die Zeit nach dem Kriege. Dennoch wurde an der Reform weitergearbeitet. Der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung Bernhard Rust sah in der Umstellung der Schrift eine günstige Gelegenheit für eine Radikalkur der Rechtschreibung. Seine Reformvorschläge von 1941 sind nahezu identisch mit den berüchtigten „Stuttgarter Empfehlungen“ von 1954. Noch 1944 ließ er eine reduzierte Teilreform ausarbeiten, die wiederum fatale Ähnlichkeit mit der Rechtschreibreform von 1996 hat (ss-Schreibung, forcierte Getrenntschreibung, Worttrennung nach Sprechsilben statt nach Sprachsilben). Hitler stoppte das Unternehmen. Eine Million Exemplare der bereits gedruckten Broschüre wurden makuliert.

Unbehelligt blieben Rusts Zuarbeiter. Nach 1945 schlüpfen sie im Hochschuldienst unter, verfaßten Wörterbücher und Rechtschreibhilfen, waren beratend tätig und wirkten bei den ersten Reformansätzen der Nachkriegszeit mit. Die Kontinuität der Personen und Ideen ist frappierend. Birken-Bertsch und Markner haben die Einzelkarrieren nachgezeichnet und Roß und Reiter beim Namen genannt. Das Netzwerk der Reformer setzte sich über die Jahrzehnte fort und war durch Tradition und personelle Verknüpfung gesichert. Im Sinne einer Metapher aus dem Sport läßt es sich als „Staffellauf“ verstehen. Die Zeit des Nationalsozialismus blieb dabei ausgeblendet. Die Reformbetreiber wiesen jede vergleichende Erwähnung der Rustschen Rechtschreibreform als Verunglimpfung zurück. Gerhard Augst, der führende Reformers, bezeichnete Birken-Bertschs und Markners Buch als „tendenziöses Machwerk“ und als eine „üble Geschichtsklitterung“.

Die beiden Autoren lassen ihr Buch wie folgt ausklingen: „Während es inzwischen für private Unternehmen zum guten Ton gehört, sich mit ihrer Geschichte im Nationalsozialismus auseinanderzusetzen, haben die Kultusminister und ihre Kommission sich von dieser Aufgabe frei gesehen. Daß sie mit dieser scheinbaren Naivität ans Werk gegangen sind, widerspricht der Sonntagsauffassung, es sei in Deutschland der schonungslose Umgang mit der eigenen Geschichte bereits habitualisiert. Sie läßt zudem erkennen, daß sich hierzulande kaum auch nur ein Bewußtsein dafür entwickelt hat, wie politisch jeder Eingriff in die Ordnung der Sprache unweigerlich ist.“

Ungebrochene Kontinuität

Mit dieser Schlußbemerkung sind Stilfragen in der Geschichte der Rechtschreibreform angesprochen. Nicht nur Kapitalverbrechen, sondern auch falsche linguistische Theorien haben einen Ursprung, und da ist es schon bemerkenswert, daß sich der theoretische Ursprung der Rechtschreibreform bis in jene braune Zeit zurückverfolgen läßt. Zweifel sind den Reformern seither nicht gekommen. „Es geht doch nur um die Schreibung, nicht um die Sprache“, meinte Hofrat Karl Blüml aus Wien, ehemaliger Vorsitzender der Rechtschreibkommission. In nicht enden wollenden Variationen wird diese Botschaft den mit Schreiben befaßten Bürgerinnen und Bürgern eingebleut. In dem Regelwerk von 1996 heißt es, die deutsche Rechtschreibung diene auch der „graphischen Fixierung von Inhalten der sprachlichen Einheiten“. Die „sprachlichen Einheiten“ sind Gesprochenes, das die Schrift fixiert. Von hier aus ist es nicht weit, die Buchstaben mit Sprachlauten gleichzusetzen. Die regelgeleitete Zuordnung von Lauten und Buchstaben solle es ermöglichen, „jedes geschriebene Wort zu lesen und jedes gehörte Wort zu schreiben“. Dem liegt die Vorstellung zugrunde, man müsse den Weg über den Laut gehen, um ein Wort lesen oder schreiben zu können. Nach dieser aberwitzigen Theorie dürften Taubstumme nie lesen lernen. Buchstaben dienen jedoch ausschließlich dazu, lesbare Texte zu produzieren. Wir lesen und schreiben Buchstabenfolgen unmittelbar als Zeichen ihrer jeweiligen Bedeutung. Wäre es anders, hätte das Englische niemals eine Weltsprache werden können. Wie untergeordnet die Rolle des Klangs beim Schreiben ist, geht auch daraus hervor, daß in der privaten informellen Kommunikation reduzierte Sprachformen üblich sind. Wir sagen „fleicht“, „haste“ und „hamse“, schreiben aber „vielleicht“, „hast du“ und „haben Sie“. Die mündlich problemlos verständliche Frage „Machstnda?“ würde sich beim Schreiben in „Was machst du denn da?“ verwandeln.

Der erste Versuch einer Rechtschreibreform auf der Basis der Rustschen Theorie scheiterte. Die „Stuttgarter Empfehlungen“ von 1954 gingen im öffentlichen Hohngelächter unter. Es bedurfte einer zusätzlichen Begründung, um den Reformern schließlich doch noch zum Erfolg zu verhelfen. Diese Begründung lieferten die Achtundsechziger. Mit der Botschaft, die Schüler sollten weniger Fehler machen, wurde die linke Vision der Chancengleichheit zum Vehikel der Reformpläne. Der Anspruch der Lesefreundlichkeit wurde dem geopfert, was man unter Schreiberleichterung verstand. Es war die Zeit der „emanzipatorischen Pädagogik“ und der hessischen Rahmenrichtlinien. Die Veränderung sprachlicher Normen stand stellvertretend für die Veränderung gesell-

schaftlicher Normen schlechthin. Damals war die gemäßigte Kleinschreibung der Hit. „Die reakti-
näre Großschreibung fällt nicht, wenn wir sie nicht niederschlagen“, wurde mit revolutionärer
Inbrunst verkündet. Geblieben ist aus dieser Zeit die Idee, daß die gesamte Gesellschaft sich den
unterstellten Bedürfnissen der Schule zu unterwerfen habe.

Mit der Verkündung der Rechtschreibreform begann ein verwirrendes Zahlenspiel. Die Illusion der
Vereinfachung wurde dadurch erzeugt, daß sich die Schreibregeln auf wundersame Weise von 212
auf 112 reduzierten. Das war zwar nichts als ein Buchungstrick – der zu regelnde Stoff wurde nur
anders sortiert, die Regeln wurden in größeren Regelbereichen zusammengefaßt. Aber die Kultus-
minister verkündeten das jahrelang als Erfolg. Die Dudenredaktion spielte bei dieser Täuschung
mit. In einer hausinternen Anweisung hieß es: „Die inhaltlich falsche, aber politisch wirksame For-
mel ‚aus 212 mach 112‘ muß auch im Duden ihren angemessenen Ausdruck finden.“ Die wirkliche
Zahl der Regeln kannte man. Theodor Ickler hat über tausend ausgezählt. Den Linguisten verwun-
dert das nicht. Regeln können nicht einfacher sein als das System, das sie steuern. Rechtschreibung
ist auch Grammatik. Man muß Wortarten unterscheiden und sich in der Satzlehre auskennen.

Nutzen oder Schaden?

Nach dem Rückblick auf die Geschichte stellt sich nun die Frage, wie sich die Rechtschreibreform
auf diejenigen ausgewirkt hat, zu deren Wohl sie inszeniert wurde: unsere Schülerinnen und
Schüler. Hierzu ist zunächst einschränkend festzuhalten, daß Rechtschreibleistungen nicht nur von
der Qualität der Regeln gesteuert werden, sondern auch generell vom Sozialverhalten der jeweiligen
Schülerpopulation. Die Umpolung jugendlicher Konsumenten vom Buch auf den Computer und das
Handy, vom Briefschreiben auf SMS und E-Mailing, die Verstärkung der visuellen Suggestion auf
Kosten des geschriebenen Wortes – all das übt seinen Einfluß aus. Dennoch gibt es eine Konstante,
die Vergleiche über die Zeit möglich macht. Uwe Grund von der Universität des Saarlands hat dazu
wissenschaftliche Studien vorgelegt.

Die Basis einer der Studien sind Diktate in der gymnasialen Unterstufe. Wenn man die Liste der
Wortformen (Types) in den drei Dutzend der verwendeten Diktattexte mit dem Reform-Duden von
2000 vergleicht, sind rund vier Prozent der Einheiten (jedes 25. Wort) von den Eingriffen der
Reform in die Schreibung betroffen. Drei Viertel dieser Eingriffe entfallen dabei auf die geänderte
Schreibung des s-Lautes. Kann das die Leistungen signifikant verbessern? Die Auswertung zeigt,
daß schon rein rechnerisch alle Änderungen zusammengenommen bei weitem nicht für eine
notenanehebende Fehlerverminderung ausreichen. Nur 6,7 Prozent der orthographischen Fehler
entfielen auf Wörter mit reformierter Schreibung. Wenn man sich die Reform wegdächte, würde
sich die Fehlerquote so unmerklich verändern, daß sie keinen Effekt auf die Notengebung hätte.

Wenn also die Änderungen der Rechtschreibung rechnerisch so gut wie nichts nützen, sind sie dann
wenigstens unschädlich? Viele Indizien sprechen dafür, daß die Fehler bei der Schreibung des s-
Lautes sich deutlich vermehrt haben. In den Diktaten begegneten Fehler wie „Eiß“, „unterhalb des
Eiseiß“, „Angstschweis“, die früher keine Rolle spielten. Die neue Schreibregel zum Gebrauch des
stimmlosen s ist offenbar so beschaffen, daß sie Falschschreibungen geradezu provoziert. Eine
besonders neuralgische Stelle ist der grammatische Unterschied zwischen „daß“ („dass“) und „das“.
Dem „dass“ fehlt in der neuen Schreibung die markante Oberlänge des ß, es ist breitgewalzt und
weniger einprägsam. In der untersuchten Wortliste enthalten etwa 17 Prozent des Wortschatzes
Wörter mit inlautendem und/oder auslautendem s und sind damit fehlergefährdet. Vergleichbare
Beobachtungen zur Fehlervermehrung macht Grund bei der Getrennt-/Zusammenschreibung und
bei der Groß-/Kleinschreibung. An falschen Vorbildern mangelt es nicht. „Welcher Sechstklässler
liest am Besten?“ überschrieb eine Tageszeitung ihren Bericht ausgerechnet über einen Lesewett-
bewerb im Rahmen einer „Europäischen Kinder- und Jugendbuchmesse“.

Eine andere Untersuchung Uwe Grunds diente am 27. Juli 2008 sogar als Aufmacher der Bild-Zeitung. Unter dem Titel „Wegen Rechtschreibreform machen Schüler mehr Fehler“ schrieb Hans-J. Vehlewald: „Die 2005 verbindlich eingeführte ‚Schlechtschreibreform‘ hat den Schülern das Leben nicht leichter gemacht, sondern schwerer. Die reformkritische Forschungsgruppe Deutsche Sprache fand heraus: Die Fehlerquote in Aufsätzen und Diktaten hat sich teilweise massiv erhöht. So stieg die Zahl falsch geschriebener Wörter in Aufsätzen (4. Klasse) um 80 %, in Diktaten der Unterstufe (Gymnasium) um 110%, in Abituraufsätzen sogar um 120% im Vergleich zu früheren Jahrgängen. Die Fehlerzahl bei s-Lauten habe sich etwa verdoppelt, so die Auswertung vorliegender Studien. Bei Groß- und Kleinschreibung sei die Fehlerquote gar um 176% angestiegen.“

Die Rechtschreibreform „war die wohl überflüssigste, sinnloseste und dilettantischste Reform der Nachkriegszeit“, ließ „Der Spiegel“ in einer Hausmitteilung vom März 2006 verlauten. Dagegen steht die Stimme der offiziellen Politik. Im Sommer 2008 verkündete der KMK-Generalsekretär Erich Thies mit unüberbietbarer Chuzpe: „Die Unzufriedenheit hält sich so in Grenzen, daß sie kaum bemerkbar ist. Die Reform hat sich bewährt.“ Zwischen diesen beiden Polen müssen sich die Bürgerinnen und Bürger mit der Rechtschreibung arrangieren – angepaßt, soweit sie beruflich schreiben müssen, verunsichert durch ständig wechselnde Schreibungen, gekränkt durch Fehler, verdrossen, daß Rechtschreibung überhaupt ein Thema sein muß. Die Stimmung „Ihr könnt mich mal“ ist weit verbreitet. Von hier geht in der Tat keine Revolte mehr aus. Die Zeiten politischer Aufstandsversuche liegen hinter uns. Noch 2004 plante Christian Wulff eine Volksinitiative „Wir gegen die Rechtschreibreform“, mit der er gegen „Sprachverhunzung und Expertenarroganz“ vorgehen wollte. Vorbei, vorbei! Als Ministerpräsident stimmte er der Reform qua Amt zu. Für die Politiker ist Rechtschreibung kein Thema mehr. Kritik prallt ab.

Unmut bricht sich Bahn

Wo es ein Problem gibt, läßt sich der Unmut nicht dauerhaft unter dem Deckel halten. Die Protestbewegung, die derzeit von sich reden macht, ist die Schweizer Orthographische Konferenz (SOK). Ihr gehören Linguisten, Lehrer, Journalisten und Autoren an, deren Ziel es ist, „die von der Rechtschreibreform beschädigte Einheitlichkeit und Sprachrichtigkeit der Rechtschreibung in Presse und Literatur wiederherzustellen“. Die SOK will nicht total zur traditionellen Orthographie zurückkehren. Sie ist bereit, reformierte Kleinbereiche – die neue ck- und st-Trennung, die Dreikonsonantenregel (helllicht) und ähnliches – zu tolerieren. Sie will stattdessen die entscheidenden Torheiten in der Getrennt-/Zusammenschreibung und in der Groß-/Kleinschreibung beseitigen sowie falsche oder dubiose Einzelfallregelungen (willkürlich herausgepickte ä-Schreibungen wie „aufwändig“ oder Etymogeleyen wie „belämmert“) bereinigen. Und sie will die vielen zugelassenen Varianten auf die traditionelle Form zurückführen. Da in der Schweiz das Eszett nicht gebräuchlich ist, kommen von der SOK keine Vorschläge zur Schreibung des s-Lautes. Der Umfang und die Eindeutigkeit der Forderungen sind dennoch beeindruckend. Die Erfolgchancen der SOK stehen nicht schlecht.

Es nimmt nicht wunder, daß eine solche Initiative ausgerechnet aus der Schweiz kommt. Wegen der Kleinheit des Landes kennt man dort nicht die föderalen Hemmnisse, die für Deutschland typisch sind. Aber auch bei uns geschieht Erstaunliches: Der Deutsche Philologenverband berichtet über die SOK so, als ob sie die eigene Sache vertrete („10 Jahre Rechtschreibreform“ von Bernhard Fluck, „Profil“ 10/2008, http://www.sok.ch/files/Fluck_Profil_10-08_10_Jahre_Rechtschreibreform.pdf). Wer sich an die Startphase der Reform erinnert, kann dazu nur gratulieren. Aber es ist gleichzeitig ein generelles Signal, wie sehr die Front der ehemaligen Befürworter bröckelt. Die Kultusminister stehen zunehmend im Regen.

Natürlich kann man einiges diskutieren. Fluck schreibt: „Es wäre für die Schulen ein hoffnungsvoller Ausblick, wenn der Rat für deutsche Rechtschreibung durch die Schweizer Intervention zur

Weiterarbeit ermutigt würde und die aus Rücksicht auf die deutsche Innenpolitik abgebrochene Verbesserung der Reform unter Berücksichtigung der Empfehlungen der SOK fortführte.“ Was bedeutet hier „Verbesserung der Reform“? Steht dahinter ein Alibigedanke, ein bißchen Seelentrost, daß man anfangs doch nicht auf der falschen Seite war? Alle bisherigen Verbesserungen, die diesen Namen verdienen, waren Rücknahmen. Anders ist es auch nicht denkbar. Es gibt keinen „dritten“ Weg, wenn man nicht erneute unkalkulierbare Beschädigungen des Systems riskieren will. In den Vorschlägen der SOK ist vorgezeichnet, daß der noch verbliebene grobe Unfug weiterhin ausgemerzt werden soll. Die Tolerierung einiger relativ unschädlicher Reformdetails dient der Gesichtswahrung der für die Reform Verantwortlichen. Verbesserung der Reform? Na bitte.

Bemerkenswert ist, wie sich – ich darf das wohl so verallgemeinern – der Deutsche Philologenverband die Reparatur der Rechtschreibung vorstellt. Ein Gremium hat die Schäden verursacht, Gremien sollen es wieder richten, wir werden folgen. Wieweit die derzeitigen Gremien kompatibel sind, ist eine offene Frage. Die Schweizer Orthographische Konferenz ist eine aktive Bürgerbewegung. Der Rat für Rechtschreibung ist dagegen ein Geschöpf der deutschen Kultusminister, und da die Kultusminister Ruhe wünschen, hat man lange nichts mehr von ihm gehört. Bewegung entsteht nur durch Druck von der Basis.

Aktives Handeln ist nicht nur grundsätzlich möglich. Es ist die Forderung der Stunde und des Tages. Denn morgen stehen wir wieder vor unseren Schülern und müssen tausend orthographische Kleinentscheidungen treffen, und wenn wir Schriftsätze in die Öffentlichkeit geben, ist die Verantwortung nicht minder groß. Die beflissene Beachtung der reformierten Regeln ist nicht mehr angebracht. Die Rücknahme der Reform ist weit vorangeschritten. Das anschaulichste Beispiel ist die Zeichensetzung. Die reformierten Kommaregeln sind faktisch tot. In den Hausorthographien der Printmedien und in Büchern ist die traditionelle Zeichensetzung flächendeckend restauriert. Reformiertes fristet ein Restdasein in Randbereichen: in Anschreiben und Prospekten von Firmen und – *horribile dictu* – in Schriftsätzen von Lehrern. Unkenntnis der Interpunktionsregeln, Schlamperei und reformierte Zeichensetzung fließen in eins zusammen. Wer traditionell übliche Kommata wegläßt, läuft wieder Gefahr, daß ihm dies als Bildungslücke angerechnet wird. In Verantwortung vor unseren Schülern können wir sie so nicht ins Leben entlassen.

Zuvertrauen zur eigenen Entscheidungsbefugnis

Dies betrifft *mutatis mutandis* auch die anderen reformierten Bereiche. Nach dem Beschluß von 2006 sind die traditionellen Regeln der Getrennt- und Zusammenschreibung teils wieder obligatorisch, teils fakultativ zulässig und in jedem Fall legal. Reformierte Schreibungen sind in Varianten abgewandert. Für die Rechtschreibung hier und jetzt bedarf es in diesem Bereich keines erneuten politischen Beschlusses, um die falschen Varianten auszusortieren. Der Schreibende muß vielmehr das Zuvertrauen zurückgewinnen, daß er selbst der Entscheidungsbefugte ist und daß Nachschlagewerke und Rechtschreibprogramme ihm nur bedingt helfen können. Uwe Tellkamp, mehrfacher Buchpreisträger, erwähnt in seinem Roman „Der Turm“ „bannertragende Brücken“, „törtchenessende Damen“ und „blasenwerfende Tapeten“. Mit traumhafter Sicherheit schreibt er, übrigens im traditionellen orthographischen Kontext, diese *ad hoc* gebildeten Attribute als ein Wort, und aus ebendieser Sicherheit heraus dankt ihm das der Leser. In Nachschlagewerken läßt sich nur Voraussehbares registrieren.

Etwas heikler steht es um die Groß- und Kleinschreibung. Hier hat der Schreibende (noch) nicht die offizielle Freiheit, Spielräume zwischen Varianten auszunutzen. Die reformierte Schreibung nagelt ihn auf grammatisch Falsches fest: „im Übrigen“, „des Weiteren“ und ähnliches. „Im übrigen“ hat so wenig Substantivisches an sich wie „übrigens“. Als adverbiale Bestimmung ist es nicht „Gegenstand“ der Mitteilung, der durch Großschreibung hervorgehoben wird, sondern „Schmiermittel“ des

Satzes, was Unauffälligkeit nahelegt. Daß es aus einer deklinierten Form entstanden ist, spielt dabei keine Rolle. Auch „abends“ ist noch als Genitiv erkennbar und ist trotzdem ein Adverb.

Der Lehrer steht hier mit seinem Gewissen allein. Als Amtsperson ist er weisungsgebunden, was in der Frühphase der Reform dazu geführt hat, die neue Rechtschreibung generell als „unsere“ Rechtschreibung zu akzeptieren. Zwischen privat und dienstlich wurde nicht unterschieden. Diese Phase ist vorbei, das Nachdenken hat begonnen. Das vielzitierte Geständnis der damaligen KMK-Präsidentin Johanna Wanka, die Kultusminister wüßten längst, daß die Rechtschreibreform falsch war, ist nicht die einzige Äußerung eines beschädigten Gewissens. Auch Rolf Wernstedt, seinerzeit Kultusminister in Niedersachsen, hat eingeräumt, daß die deutsche Sprache durch die Reform schweren Schaden genommen hat. Die Weisungsbindung ist löcherig geworden. Wir dürfen auf eigenen Füßen stehen.

Dabei ist die Frage der lenkenden Hilfsmittel zu bedenken. Früher war es eindeutig: Im Zweifelsfall schaute man im Duden nach. Die Reform hat das Duden-Monopol beseitigt. Der Duden muß sich nun der Konkurrenz stellen und ist ein rein kommerzielles Produkt eines privaten Verlages geworden. Unter den konkurrierenden Rechtschreibhilfen hat sich der Wahrig (Bertelsmann) als gleichrangig behauptet. Im Wahrig findet man die richtige Schreibung leichter. Der Duden versucht, die Reform doch noch unter die Leute zu bringen, indem er bei Varianten die reformierte Schreibung als Leitvariante voranstellt und die als „alte Schreibung“ gekennzeichnete Variante in Klammern folgen läßt. Nach dem Regelsystem des Rats für Rechtschreibung von 2006, das eigentlich verbindlich sein sollte, gelten die Varianten als gleichwertig. Wer von vornherein und ausschließlich die traditionelle Schreibung sucht, ist mit dem Rechtschreibwörterbuch von Theodor Ickler gut bedient.

Die entscheidende Steuerung geht jedoch von den Rechtschreibprogrammen aus. Rechtschreibprogramme sind anonym, sie sind einfach da. Der Computerbenutzer fragt nicht, welche Regeln ihn da leiten. Daß dem Rechtschreibprogramm ein Wörterbuch zugrunde liegt und daß das üblicherweise der Duden ist, ist ihm nicht bewußt. Der Computer hat eine Kulturrevolution ausgelöst, die wir kaum wahrgenommen, geschweige denn verarbeitet haben. Die totale „Computerisierung“ unserer Lebensbereiche liegt etwa anderthalb Jahrzehnte zurück, ist also historisch noch jung. Da es schon vorher Computer gab und der Übergang sich fließend vollzog, war es schwierig zu verstehen, zu welchem Zeitpunkt der qualitative Sprung erfolgte. Revolutionäre Veränderungen dieses Typs steigern in vielen Lebensbereichen die Effizienz. Sie verführen aber auch zur Bequemlichkeit. Das neue Medium nimmt uns das Denken ab. Durch einen historischen Zufall erfolgten die Computerrevolution und die Rechtschreibreform ungefähr zeitgleich. Der Computer wirkte so als Resonanzverstärker. Diese Konstellation gilt es zu bewältigen. Der Verzicht auf das Rechtschreibprogramm ist ein Akt der Emanzipation. Das gilt auch für unsere Schülerinnen und Schüler.

Uns ist der Begriff des Weltkulturerbes geläufig. Weltkulturerbe können nicht nur Bauwerke, Städte oder Landschaften werden, sondern auch ideelle Werte wie Beethovens neunte Sinfonie. Niemand ist bisher darauf gekommen, die Ausdrucksformen der geschriebenen Sprache als Kulturerbe zu bezeichnen. Die Assoziation ist dennoch nicht abwegig. Ein nicht überschaubarer Schatz an geistigem Gut ist in unserer historisch gewachsenen Rechtschreibung kodifiziert. Die Rechtschreibung ist Teil dieses Schatzes. Es liegt an jedem von uns, wie wir damit umgehen.

Link zum Artikel: www.phvn.de/images/gin1_09.pdf